

Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits folgende Bücher der Autoren erschienen:

Die Wanderhure
Die Kastellanin
Das Vermächtnis der Wanderhure
Die Tochter der Wanderhure
Töchter der Sünde
Die Rache der Wanderhure
Die Goldhändlerin
Die Kastratin
Die Tatarin
Die Löwin
Die Pilgerin
Die Feuerbraut
Die Rose von Asturien
Die Ketzerbraut
Feuertochter
Dezembersturm
Aprilgewitter
Juli Regen
Das goldene Ufer

Band 3 und 4 der Auswanderersaga werden im Frühjahr 2015 bzw. im Frühjahr 2016 erscheinen.

Im Knaur HC ist erschienen:
Flammen des Himmels

Über die Autoren:

Hinter dem Namen Iny Lorentz verbirgt sich ein Münchner Autorenpaar, dessen erster historischer Roman *Die Kastratin* die Leser auf Anhieb begeisterte. Mit der *Wanderhure* gelang ihnen der Durchbruch; der Roman erreichte ein Millionenpublikum. Seither folgt Bestseller auf Bestseller. Die Romane von Iny Lorentz wurden in zahlreiche Länder verkauft. Die Verfilmungen ihrer *Wanderhuren*-Romane haben Millionen Fernsehzuschauer begeistert.

Besuchen Sie auch die Homepage der Autoren:
www.inys-und-elmars-romane.de

INY LORENTZ

Der weiße Stern

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe April 2014

Knaur Taschenbuch

© 2014 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Wooded river landscape with a cottage and a horse
drawn cart, Watts, Frederick Waters (1800–62) / Roy Miles Fine Paintings /

The Bridgeman Art Library; © Richard Jenkins

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51170-1

2 4 5 3 1

Der weiße Stern

ERSTER THEIL



Der Komantsche

1.

Mexiko, Bundesstaat Coahuila y Tejas im Jahr 1830 am Rio Colorado.

Die beiden Reiter auf der Anhöhe wirkten wie Standbilder. Selbst ihre gescheckten Pferde regten kein Schwanzhaar, um die Stechmücken zu vertreiben. Walther Fichtner spürte, wie ihm die Hände feucht wurden. Er empfand es wie ein lautloses Duell um die Frage, wer als Erster die Nerven verlor und zur Waffe griff. Seiner Büchse war er sicher, doch er verfügte nur über einen mit einer Kugel geladenen Lauf. Damit konnte er einen der beiden Indianer niederschließen. Für den zweiten, mit Schrot gefüllten Lauf waren die beiden Reiter zu weit entfernt – zudem standen sie zwischen ihm und seiner Farm. Gisela hielt sich dort allein auf, da er seinen Knecht zu Diego Jemelins Hacienda geschickt hatte, um Eisennägel zu besorgen. Seine drei Viehhirten bewachten die Herde und würden zwar seinen Schuss hören, aber niemals rechtzeitig das Haus erreichen, um seiner Frau beistehen zu können.

Nach diesen Überlegungen legte Walther seine Büchse so über die Schulter, dass die Indianer nicht fürchten mussten, er wolle sofort schießen, und ging auf sie zu. Dabei versuchte er, der Angst Herr zu werden, sie könnten ihre Pferde antreiben und zum Farmhaus reiten. Denn so schnell er auch rannte, er würde zu spät kommen.

Zu seiner Erleichterung machten die beiden keine Anstalten, ihren Platz zu verlassen. Sie hielten zwar ihre Bögen in der Hand, zielten aber nicht auf ihn. Dies wertete er als gutes Zeichen. Während er den Hang hochstieg, rief er sich in Erinnerung, was er über die Eingeborenen dieser Gegend wusste. Viel war es nicht. Seine mexikanischen Freunde teilten diese in zwei Gruppen ein, in jene Indios, die sich ihnen angepasst hatten und in ihren Dörfern lebten, und die Wilden, deren größte Freude es angeblich war, einem Mexikaner einen Pfeil in den Leib zu schießen. Die beiden Indianer vor ihm gehörten zur letzteren Gruppe.

Etwa zehn Schritte von ihnen entfernt hielt Walther an und hob die Rechte zum Friedensgruß. »*Buenos días!*«, sagte er. Der Jüngere der beiden Reiter, ein untersetzter, kräftiger Mann mit rabenschwarzem Haar, in dem zwei Adlerfedern steckten, musterte ihn von oben herab. »Du Mann aus dem Norden?«

Walther wusste, dass Männer aus den Vereinigten Staaten, von denen bereits etliche in Tejas siedelten, von den Mexikanern nicht gerne gesehen wurden, und auch dieser Indianer schien sie nicht zu mögen.

»Nein!«, antwortete er. »Ich bin über das große Wasser gekommen und habe von der mexikanischen Regierung dieses Land hier erhalten, um es zu bebauen.«

Der Indianer musterte ihn grimmig. »Ich Po'ha-bet'chy vom Volk der Nemene. Ich kämpfe gegen weiße Männer aus Norden. Ich nehme deinen Skalp!«

»Was hast du davon?«, fragte Walther angespannt. »Ich habe dir nichts getan.«

Po'ha-bet'chy warf einen Blick auf Walthers Büchse. Es war eine für diese Gegend ungewöhnliche Waffe mit zwei Läufen unterschiedlichen Kalibers und feinen Gravuren auf den Me-

tallbeschlägen. Graf Renitz hatte sie vor mehr als dreißig Jahren Walthers Vater zur Hochzeit geschenkt. Später hatte Holger Stoppel sie benützt, bis sie schließlich in Walthers Hände gelangt war. Einst gemacht, um in deutschen Forsten Wild zu schießen, erfüllte sie nun in der Wildnis von Tejas ihre Dienste.

»Du schönes Gewehr«, sagte der Nemene. »Du zeigen!« Damit brachte er Walther in die Klemme. Wenn er dem Indianer die Büchse gab, war er selbst waffenlos und ein leichtes Opfer. Weigerte er sich jedoch, zeigte er, dass er dem anderen misstraute. Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf, während er langsam auf den Reiter zutrat und ihm schließlich die Büchse hochreichte.

»Hier! Sie stammt aus der Stadt Suhl in Thüringen. Dort leben die besten Büchsenmacher Deutschlands.«

Die drei Begriffe sagten Po'ha-bet'chy nichts, aber die Waffe gefiel ihm. Er musterte den eingravierten Hirsch auf dem Beschlag und die unbekanntenen Schriftzüge. Danach roch er an den Mündungen der beiden so unterschiedlichen Läufe. Kurz legte er die Waffe auf Walther an und lachte, als dieser zurückzuckte.

»Gutes Gewehr. Will schießen!« Noch während er es sagte, entdeckte er ein Kaninchen, das knappe hundert Schritt entfernt aus seinem Bau herauskam. Er zielte darauf und drückte ab. Der Schuss knallte, und noch während das Kaninchen sich überschlug und liegen blieb, stoben mehrere Präriehühner aus einem Gebüsch auf. Aus einem Reflex heraus feuerte Po'ha-bet'chy darauf und sah staunend, wie bei zweien davon Federn davonwirbelten und sie zu Boden stürzten.

»Hol die Tiere, Ta'by-to'savit«, sagte er in seiner Sprache zu seinem Gefährten. Dieser jagte im Galopp zu der Stelle, an der das Kaninchen lag, beugte sich im Vorbeireiten nieder

und hob es mit einem schrillen Ruf auf. Ebenso verfuhr er mit den beiden Präriehühnern.

Walther sah staunend zu. Einen so geschickten Reiter hatte er noch nie gesehen.

Unterdessen betrachtete Po'ha-bet'chy nachdenklich die Büchse. Die Waffe war gut, und er hätte sie gerne gehabt. Dann aber schüttelte er den Kopf und gab sie Walther zurück.

»Du kein Mann aus dem Norden. Sonst Gewehr du mir nicht gegeben. Haben du Salz?«

»Ja, auf meiner Farm«, antwortete Walther zögernd.

Es drängte ihn, die Büchse wieder zu laden, um sich nicht länger wehrlos zu fühlen. Doch um den beiden Nemene keinen Grund zum Misstrauen zu geben, ließ er sich dabei Zeit und zeigte Po'ha-bet'chy die kleinen Schrotkugeln. Dieser nahm eine in die Hand und schüttelte ungläubig den Kopf.

»Präriehühner weit weg. Kein Gewehr mit vielen kleinen Kugeln so weit schießen!«

»Du hast es doch selbst erlebt. Oder sehe nur ich die beiden Vögel, die dein Freund in der Hand hält?«, antwortete Walther lächelnd.

Po'ha-bet'chy forderte seinen Begleiter auf, ihm die Präriehühner zu geben, und sah nun selbst, dass jedes davon von mehreren Schrotkugeln getroffen worden war. »Das besonderes Gewehr«, sagte er staunend und wies dann in Richtung der Farm. »Jetzt Salz holen!«

Es gefiel Walther wenig, dass die Nemene zur Farm wollten. Um sie daran zu hindern, hätte er sie jedoch über den Haufen schießen müssen, und das wollte er nicht.

»Es ist nicht weit«, sagte er und schritt neben Po'ha-bet'chys Schecken her.

2.

Gisela fühlte sich nicht wohl. Es war ihr kein Trost, dass ihre Nachbarin Rosita Jemelin erklärt hatte, Schwangerschaften würden solche Beschwerden mit sich bringen. Am liebsten wäre sie den ganzen Tag über im Bett geblieben und hätte geweint. Gerade das konnte sie sich aber nicht leisten. Walther und Pepe benötigten etwas zu essen, und sie musste sich dringend um die Gemüsepflanzen kümmern. Jetzt bedauerte sie doppelt, dass Gertrude Schüdle, die in den ersten Wochen bei ihnen gewohnt und ihr geholfen hatte, zu den Poulains gezogen war. Dort wurde sie allerdings dringender gebraucht als hier. Charlotte Poulain war durch einen Schlangenbiss schwer erkrankt und die achtjährige Cécile noch zu klein, um den Haushalt zu führen. Durch Gertrudes Abreise war einiges liegengeblieben. Wenigstens versorgten die drei Hirten sich selbst und kamen nur alle paar Tage zur Farm, um Vorräte zu holen.

»Ich darf Walther nicht im Stich lassen, nachdem er so viel für mich getan hat«, sagte sie stöhnend zu sich selbst und kämpfte sich hoch. Es fiel ihr schwer, sich zu waschen und anzuziehen. Danach musste sie das Feuer auf dem Herd entzünden, Wasser vom Bach holen und einen Kochtopf über die Flamme hängen.

Während sie die Graupen für die Suppe abmaß, sehnte sie sich in die gut eingerichtete Küche im Renitzer Forsthaus zurück. Doch der Weg dorthin war ihr für immer versperrt.

»Stell dich nicht so an!«, rief sie sich zur Ordnung. »Du lebst jetzt hier und musst mit dem auskommen, was du hast!« Sie sagte sich, dass es Walther und ihr weitaus besser ging als vielen anderen Auswanderern, die in die Dienste fremder

Leute hatten treten müssen, um nicht zu verhungern. Sie hingegen besaßen Land und ein eigenes Haus, auch wenn es kleiner war als das Forsthaus im Wald von Renitz. Draußen weideten mehrere Kühe und ein Bulle. Auch hatte Walther mit Hilfe ihrer Freunde Thierry Coureur und Thomé Laballe und dem Zugochsen, der ihnen gemeinsam gehörte, das erste Getreide ausgesät.

»Nächstes Jahr wird alles besser«, sagte sie laut, um sich selbst Mut zu machen. Dann war sie auch die Last in ihrem Leib los, von der sie noch immer nicht wusste, ob sie sie nun lieben oder verdammen sollte. Wäre sie sicher gewesen, dass es Walthers Kind war, hätte sie die Beschwerden der Schwangerschaft mit Freuden auf sich genommen. Doch wenn sie in den Nächten schlaflos neben ihrem Mann lag, erlebte sie in Gedanken immer wieder, wie Diebold von Renitz sich ihrer bemächtigt und sie vergewaltigt hatte.

Sie hatte den jungen Renitz erschießen müssen, als dieser ihren Mann töten wollte, und seit jenem Tag klebte Blut an ihren Händen. Zu manchen Zeiten glaubte sie, es immer noch daran zu sehen. Auch jetzt eilte sie zum Wassereimer, um die Hände zu waschen, und kämpfte gegen das Gefühl an, Diebold von Renitz' Blut würde sie zeichnen wie ein Kainsmal. Niedergeschlagen, weil sie sich an diesem Tag schon wieder mit der Vergangenheit beschäftigte, widmete sie sich ihrer Arbeit und blickte zwischendurch zu einem der kleinen Fenster hinaus, um zu sehen, ob Walther schon von seinem Kontrollgang zurückkam. Mit einem Mal entdeckte sie zwei Reiter und zuckte zusammen. Es waren Indianer – ihrem Aussehen nach Wilde, wie die Mexikaner sie bezeichneten. So rasch sie konnte eilte sie zur Tür und schob den Riegel vor. Anschließend nahm sie die Pistole, die ihr Mann zurückgelassen hatte, damit sie während seiner Abwesenheit

nicht wehrlos war, und schüttete mit zitternden Händen Pulver auf die Zündpfanne.

Erst als die Waffe schussfertig war, wagte sie erneut einen Blick ins Freie. Nun erst entdeckte sie bei den Indianern auch Walther, der wohl von einem Pferd verdeckt gewesen war. Er trug seine Büchse über der Schulter und unterhielt sich mit ihnen. Gisela atmete auf. Zwar wusste sie nicht, welchem Stamm die Reiter angehörten, aber sie schienen friedlich zu sein. Trotzdem blieb sie auf der Hut und wartete, bis die Männer vor dem Haus anhielten.

Walther sah den Rauch, der aus dem einfachen Kamin aufstieg, und nahm an, dass seine Frau im Haus war. Da er sich vorstellen konnte, wie sie sich ängstigte, beschloss er, laut zu rufen: »Gisela, es ist alles in Ordnung! Die beiden wollen nur ein wenig Salz eintauschen!«

Da er es auf Deutsch sagte, verstand Po'ha-bet'chy ihn nicht. Allerdings konnte der Nemene genug Englisch, um den Unterschied zu bemerken.

»Du wirklich kein Mann aus dem Norden«, erklärte er. »Weiter oben am Fluss sind welche.«

»Flussaufwärts gibt es amerikanische Siedlungen?« Walther wunderte sich, denn davon hatte er bislang nichts erfahren. Gleichzeitig dachte er, wie unsinnig es war, die Bewohner der Vereinigten Staaten Amerikaner zu nennen, da ja auch die Mexikaner auf demselben Kontinent lebten.

Po'ha-bet'chy nickte zufrieden. Die Amerikaner, die er bisher kennengelernt hatte, sprachen anders als dieser Mann. Sie kauten die Worte beinahe, so dass man sie kaum verstand. Der Fremde aber sprach deutlich und mit merkbaren Pausen zwischen den einzelnen Worten.

»Amerikaner so weit entfernt, wie ein Nemene an einem halben Tag reitet.«

»Danke für die Auskunft!«, antwortete Walther nachdenklich.

Bis jetzt hatte er geglaubt, die Siedler auf Ramón de Gamuzanas Landlos wären die einzigen im weiten Umkreis. Er fragte sich, weshalb Ramón de Gamuzanas Bruder Hernando oder Diego Jemelin nichts von anderen Ansiedlungen in der Gegend gesagt hatten.

Während des kurzen Gesprächs hatte Gisela ihre Pistole in einer Tasche ihres Kleides versteckt und öffnete die Tür.

»Guten Tag!«, grüßte sie unwillkürlich auf Deutsch.

Die beiden Nemene beachtetten sie nicht, sondern sahen Walther an.

»Salz!«, forderte Po'ha-bet'chy.

Walther trat ins Haus und öffnete die Kiste mit dem grobkörnigen Salz, das an einigen Stellen der Küste gewonnen wurde. Er füllte zwei Handvoll in einen Lederbeutel und reichte diesen dem Nemene, der ihm ins Haus gefolgt war.

»So viel kann ich dir mit gutem Gewissen geben!«

Po'ha-bet'chy musterte den Beutel, blickte sich dann in dem einen Raum um, aus dem das Bauwerk bestand, und sah zuletzt Gisela an. Ihr schwarzes Haar ließ ihre bleichen Züge schärfer hervortreten, und ihre Schwangerschaft war unübersehbar. Allerdings roch sie nicht gesund. Daher wahrte er Abstand von ihr, nahm den Beutel mit dem Salz und ging wieder hinaus. Mit einem einzigen Satz saß er auf seinem Pferd und lenkte es allein mit den Schenkeln. Bevor er losritt, nahm er seinem Freund eines der beiden Präriehühner ab und warf es Walther zu.

»Für Salz«, sagte er und trieb sein Pferd fast ansatzlos in den Galopp. Ta'by-to'savit folgte ihm mit schrillen Rufen. Innerhalb kürzester Zeit waren die beiden außer Schussweite und verschwanden wenig später hinter den Hügeln.

Walther blickte ihnen nach, bis sie am Horizont verschwunden waren, und atmete dann erleichtert auf. Gott sei Dank war alles gutgegangen, aber ihm war klar, dass nicht jeder Besuch eines Indianers so friedlich enden würde wie dieser.

Nun lobte er Gisela wegen ihrer Beherztheit und zog sie an sich. »Ich bin so glücklich, dich zu haben!«

»Ich bin auch glücklich!« Trotz dieser Versicherung kamen Gisela die Tränen.

Walther sah sie erschrocken an. »Was ist mit dir, mein Liebes?«

»Nichts! Nur eine Laune, wie sie schwangere Frauen überfällt. Rosita Jemelin hat mich davor gewarnt. Sie sagt, man bricht in Tränen aus, nur weil man sich freut.«

»Es wäre besser, du hättest mehr weibliche Gesellschaft«, antwortete Walther nachdenklich. »Du triffst dich nur alle ein, zwei Wochen mit Rosita und hast sonst niemanden. Wie wäre es denn, wenn ich bei meinem nächsten Besuch von Hernando de Gamuzana in San Felipe eine der Frauen dort frage, ob sie als Magd zu uns kommen möchte?«

Der Vorschlag klang im ersten Moment verlockend, fand Gisela, denn dann würde sie der Magd die schwerste Arbeit im Haushalt überlassen können. Doch dieser Umstand sprach letztlich auch dagegen. Keine der anderen Siedlerfrauen hatte eine Magd, und als Walthers Ehefrau musste sie in der Lage sein, diese Pflichten selbst zu erfüllen. Zwar ging es ihr in diesem Stadium ihrer Schwangerschaft nicht gut, aber das sollte sich Rosita Jemelin zufolge bald wieder bessern. Daher schüttelte sie den Kopf.

»Das bisschen, was zu tun ist, schaffe ich schon allein. Aber jetzt verzeih, ich muss mich um die Suppe kümmern. Was soll ich übrigens mit diesem Vogel machen, den der Indianer für das Salz hiergelassen hat? Möchtest du ihn gebraten, oder

soll ich das Fleisch klein schneiden und damit die Pfannkuchen füllen, wie es hier üblich ist? Bohnen hätte ich noch.« Der Gedanke an ein gebratenes Huhn ließ Walther das Wasser im Mund zusammenlaufen. »Ich glaube, am Spieß macht es sich am besten. Wir können es uns heute Abend teilen.«

»Dann sollten wir aber auch Pepe ein Stückchen geben, damit er nicht nur Suppe essen muss!«

»Wenn er heute noch zurückkommt. Vielleicht bleibt er auch über Nacht bei Jemelin.«

Gisela runzelte die Stirn. »Das wäre mir nicht so recht! Er hat nämlich versprochen, meinen Gemüsegarten zu vergrößern. Rosita Jemelin wollte ihm Kürbiskerne für mich zum Aussäen mitgeben. Du magst doch Kürbis?«

Walther nickte. »Ich mag alles, was du mir kochst!«

»Die Suppe! Nicht, dass sie überkocht.« Mit diesen Worten eilte Gisela an den Herd und griff nach dem Kochlöffel.

Einen Augenblick lang sah Walther ihr zu, dann sagte er sich, dass er selbst damit beginnen konnte, ein paar neue Beete für Gisela auszuheben. Doch zunächst würde er nach den drei Hirten schauen müssen und ihnen sagen, dass Indianer in der Nähe waren.

»Gisela, kann ich dich eine Stunde allein lassen?«, fragte er.

»Aber natürlich! Ich werde die Tür verschließen, damit kein ungerufener Besucher hereinkommt, und zum anderen habe ich deine Pistole!« Damit zog Gisela die Waffe aus ihrem Kleid und zeigte sie Walther.

Dieser trat auf sie zu und legte die Arme um sie. »Du bist so mutig und hättest ein besseres Leben verdient.«

Gisela sah ihn kurz an und lehnte sich dann gegen ihn. »An deiner Seite habe ich das schönste Leben der Welt!«

3.

Walther traf seine drei Vaqueros unversehrt an. Diese hatten die beiden Nemene nicht bemerkt. Stattdessen wies Quique, mit vierzehn Jahren der Jüngste von ihnen, stolz auf ein Kälbchen, das neben seiner Mutter lag und fest schlief.

»Es ist heute Nacht geboren worden, Señor. Es ist ein Kuhkalb und wird später einmal selbst viele Kälber bekommen.«

»Sehr schön! Das habt ihr gut gemacht.«

Walthers Lob freute die Burschen. Bis jetzt hüteten sie nur seine drei Kühe und den Bullen sowie ein halbes Dutzend weiterer Kühe, die Thierry Coureur, Thomé Laballe, Albert Poulain und einigen anderen Überlebenden der *Loire* gehörten. In ihren Träumen aber sahen sie sich bereits als Vormänner über viele andere Vaqueros, denen eine riesige Herde anvertraut war.

»Die zweite Kuh wird auch bald kalben. Die anderen brauchen länger«, erklärte Julio, ihr Anführer.

»Passt auf, dass die Kühe und die Kälber keinem Raubtier zum Opfer fallen, und gebt auf Indianer acht!«, wies Walther die Vaqueros an, die selbst zum Teil indianischer Abstammung waren.

Er behandelte sie nicht anders als die Knechte in seiner Heimat. Das hatten Julio, Lope und Quique verdient. Ihre Arbeit war nicht ungefährlich, denn Kühe stellten für streifende Indianer eine ständige Versuchung dar. Anders als Wildtiere konnte man sie leicht erjagen, und sie lieferten Fleisch für eine ganze Sippe.

Nachdenklich betrachtete Walther die Waffen der drei. Julio besaß als Einziger ein Gewehr, das den Namen auch verdien-

te. Die anderen beiden hatten Pistolen ehrwürdigen Alters in den Gürteln stecken, mit denen er selbst keinen Schuss mehr gewagt hätte.

»Wenn ich wieder nach San Felipe komme, werde ich bessere Waffen für euch kaufen«, versprach er.

»Unsere Waffen sind gut!«, rief Quique. »Diese Pistole hier hat Don Alfonso de Gamuzana, der Großvater von Don Hernando, meinem Großvater geschenkt. Sie hat ihm und meinem Vater gute Dienste geleistet, und jetzt besitze ich sie.«

»Ich werde euch trotzdem neue Gewehre besorgen. Du kannst ja das deine später einmal an einen Sohn und Enkel vererben.« Walther klopfte dem Jungen lachend auf die Schulter und verabschiedete sich.

»*Adiós*, Señor!«, riefen die Hirten ihm nach.

Sie waren in einem anderen Land als er geboren und hatten von ihren Müttern eine andere Sprache gelernt, dennoch fühlte Walther sich stärker mit ihnen verbunden als mit den meisten Menschen, die er in seiner Heimat gekannt hatte. Während er zu seiner Farm zurückritt, dachte er auch über die beiden Indianer nach, die er getroffen hatte. Noch immer wusste er nicht, was er von ihnen halten sollte. Waren sie gekommen, um zu prüfen, ob sich ein Überfall lohnte?

Bei dem Gedanken fiel ihm ein, dass er in Kürze zur Küste würde reiten müssen, um Neusiedler in San Felipe de Guzmán abzuholen. In dieser Zeit musste Gisela mit Pepe allein auf der Farm bleiben. Dem Knecht traute er jedoch nicht den Mut und die Entschlossenheit zu, um sich gegen eine Gruppe wilder Indianer zu behaupten.

Und doch würde er den Auftrag erfüllen müssen, den Hernando de Gamuzana ihm im Namen seines Bruders Ramón erteilt hatte. Immerhin hatte er das größte Stück Land von allen Überlebenden der *Loire* erhalten und war dafür zum

Verwalter des Nordteils jenes Gebiets ernannt worden, das Ramón de Gamuzana im Auftrag der Republik Mexiko besiedeln sollte.

Kurz bevor er seine Farm erreichte, sah er, dass zwei Pferde vor dem Haus angepflöckt waren. Sofort trieb er seinen Hengst an und war kurz darauf zutiefst erleichtert, als er Diego Jemelins Rotschimmel erkannte. Jemelin war nicht nur sein nächster Nachbar, sondern auch der Verwalter des südlichen Teils des Siedlungsgebiets. Der andere Gaul war ein Schecke, den er schon bei Jemelin gesehen hatte.

Noch während Walther sein Pferd neben Jemelins Hengst anband, trat dieser auch schon aus dem Haus. Auch er war zum Teil indianischer Abstammung, einen guten halben Kopf kleiner als Walther, untersetzt und so zäh, dass er drei Tage lang durchreiten konnte, ohne Pause zu machen. Da er einen scharfen Verstand besaß, war er für Ramón de Gamuzana der ideale Mann, die Ansiedlung in diesem Gebiet zu leiten.

»*Buenos días*, Señor Jemelin«, begrüßte Walther ihn.

»*Buenos días*, Señor Waltero!« Jemelin hatte es aufgegeben, Walthers Nachnamen Fichtner aussprechen zu wollen, und nannte ihn Waltero, wie es den Vorgaben der mexikanischen Behörden entsprach, die eine Angleichung der Vornamen an die spanische Schreibweise verlangten.

»Ich habe von Ihrer Señora gehört, dass sich hier Indios heruntreiben sollen. Gab es Probleme mit Ihren Rindern?«

»Zum Glück keine! Eine Kuh hat heute Nacht gekalbt«, antwortete Walther aufgeräumt.

»Es wird nicht das einzige Kalb bleiben. In fünf Jahren haben Sie mindestens zwanzig Rinder und in zehn hundert«, prophezeite Jemelin, um dann wieder auf die Indianer zurückzukommen. »Was waren das für Indios? Karankawa? Die

schweifen in letzter Zeit wieder arg herum, seit sie weiter im Osten mit Americanos aneinandergeraten sind.«

Walther zuckte mit den Schultern. »Ich kenne mich mit den verschiedenen Indianerstämmen nicht so aus wie Sie, Señor Jemelin. Die beiden Männer sagten, sie wären Nemene!«

»*Madre de Dios!*« Jemelin wurde bleich und schlug das Kreuz. »Wissen Sie, was das sind? Komantschen! Die Schlimmsten von allen! Danken Sie der Heiligen Jungfrau von Guadalupe dafür, dass Sie noch leben. Bei Gott, wenn ich daran denke, dass diese Wilden hier durch unsere Gegend schweifen! Ich werde sofort nach Hause reiten und meine Leute warnen. Auch muss ich Botschaft an Don Hernando schicken, damit er uns Soldaten schickt. Wir brauchen sie dringend.«

Walther wunderte sich. So gefährlich hatte dieser Po'hasonst-was in seinen Augen nicht gewirkt. Allerdings war Jemelin in diesem Land aufgewachsen und besaß Erfahrung mit den Indianern.

»Meinen Sie wirklich, dass diese Leute gefährlich sind?«, fragte er schließlich.

»Und wie! Sie überfallen unsere Dörfer und töten jeden, der ihnen in die Hände fällt. Es sind Räuber, Banditen, Mörder und was nicht noch alles. Ich bete zu Gott, dem Herrn, dass ich nie auf einen Komantschen treffe. Ihre Esposa hat mich zum Essen eingeladen. Aber das kann ich nicht mehr annehmen, denn ich muss sofort nach Hause reiten. *Hasta la vista*, Señor Waltero! Gebe die Heilige Jungfrau, dass die Komantschen weiterziehen.«

Damit eilte Jemelin zu seinem Pferd, löste die Zügel vom Balken und schwang sich in den Sattel. Er winkte noch einmal, gab dem Gaul die Sporen und preschte noch schneller los, als die beiden Komantschen es getan hatten.

Walther sah ihm kopfschüttelnd nach und betrat dann das Haus. »Bis jetzt habe ich Jemelin für einen besonnenen Mann gehalten. Aber er scheint mir nicht sonderlich mutig zu sein.« »Das hat nichts mit Mut zu tun«, rief Pepe, der sich ebenfalls bekreuzigte. »Komantschen sind Teufel! Ich kann es kaum glauben, dass Sie und die Señora unbeschadet davongekommen sind.«

Der junge Bursche saß am Tisch und zitterte so sehr, dass er den Löffel kaum zum Mund führen konnte.

»Wie Teufel sahen mir die beiden nicht aus. Sie wollten nur ein wenig Salz eintauschen, und dafür haben sie uns dieses Huhn überlassen.« Gisela zeigte auf den knusprig glänzenden Vogel, der auf einem Bratspieß über dem Herd steckte. Pepe starrte sie an, als zweifle er an ihrem Verstand. Mit bleicher Miene zählte er ihnen eine Reihe schrecklicher Taten auf, welche die Komantschen begangen haben sollten. Ingeheim dachte er, dass in den Adern des Alemán und dessen Ehefrau anstatt warmen Blutes das Eiswasser ihrer kalten Heimat fließen musste. Jeder Mexikaner in den nördlichen Bundesstaaten fürchtete die Räuber der Prärie. Bislang hatten die Komantschen weiter im Norden und Westen gejagt. Doch wie es aussah, kamen sie nun auch in diese Gegend. Daher beschloss Pepe, der Heiligen Jungfrau von Guadalupe eine Kerze zu stiften, wenn er dieses Jahr lebend überstehen sollte.